online-predigten.de
hg. von Christoph Dinkel, Isolde Karle und Johannes Neukirch
Predigt zum 4. Sonntag nach Epiphanias, 30. Januar 2011
über Matthäus 14, 22-33 von Werner Klän

Liebe Schwestern in Christus, liebe Brüder im Herrn,

A] Jesus im Mittelpunkt der Geschichte; sein hilfreiches Wort, auf das alles ausgerichtet ist, in der Mitte. Das ist der Kern dieses Evangeliums. Und davon haben wir zu reden. Allerdings finden wir diesen Jesus nicht ohne Zusammenhang. Und auch sein tröstlicher Zuspruch steht nicht allein. Vielmehr beobachten wir, wie Jesus seine Leute erst losschickt, dann zu ihnen kommt und schließlich bei ihnen ist. Und wir entdecken, wie diese Jünger jeweils unterschiedliche Erfahrungen machen – in seiner Abwesenheit, in der erneuten Begegnung mit ihm, und endlich in Seiner Gegenwart. Wir spüren ihre Angst in der Gefahr, ohne Jesus. Wir merken an Petrus, wie sie Mut fassen, als Jesus kommt und mit ihnen redet. Und wir sehen, wie zweifelhaft dieser Mut bleibt, so dass Jesus erneut rettend eingreifen muss. Mit den Jüngern erkennen und bekennen wir am Ende, wer wirklich Jesus ist: Wahrhaftig Gottes Sohn! Das ist der Kern des Evangeliums überhaupt. Darauf läuft alles zu. Daraus ergibt sich alles Weitere.

So können wir dies Evangelium folgendermaßen buchstabieren: Jesus in der Mitte – davon lebt unser Glaube. 1. Er ist gefährdet, wenn Jesus fern scheint. 2. Er ist wohl gegründet, wenn/weil Jesus zu uns spricht. 3. Er ist darauf angewiesen, dass Jesus ihn am Leben hält. Darum preisen wir Jesus als Gottes Sohn.

B 1] Jesus in der Mitte – davon lebt unser Glaube. Er ist gefährdet, wenn Jesus fern scheint.

Schon früh ist die Jüngerschar im Boot, wie diese Erzählung sie uns vorstellt, als Bild für die Christenheit und ihren Glauben, wie auch ihre Gefährdung verstanden worden. Die Freunde Jesu im Schiff, von ihm auf die See hinausgeschickt; er aber bleibt für sich, scheinbar ohne Verbindung mit ihnen. Von Jesus getrennt, sehen sich seine Leute auf der Weite des Meers Wind und Wellen ausgesetzt. Von ihm alleingelassen, und wenn die Jünger sich nur so fühlten, sind Sturm und aufgewühltes Wasser erst recht eine Gefahr. Notvoll und bedrängend empfinden sie ihre Lage, und das so sehr, dass sie Jesus nicht erkennen, als er sich ihnen in der Nacht nähert. Wie denn auch? Sie konnten kaum damit rechnen, dass er über das Wasser zu ihnen kommt. Das wäre nicht nur ungewöhnlich; das wäre nach all' ihrer Erfahrung unmöglich. So kann es nicht verwundern, dass sie erschrecken und ihn verkennen. So muss es uns nicht erstaunen, wenn sie in ihrer Angst den, der ihnen zu Hilfe eilt, erst recht für eine Bedrohung halten.

In der Tat – ein Ur-Bild für die Christenheit und ihren Glauben. Zumindest zu Zeiten in unserer Selbstwahrnehmung. Nicht selten kommen wir uns so vor: Jesus, an dem wir hängen, scheint weit weg. Es sieht so aus, als hätte er anderes zu tun, als bei uns zu sein. Es scheint, als hätte er wichtigeres zu tun, als sich um uns zu kümmern. Derweil wir, vom ihm selbst hinausgeschickt ins Leben und in die Welt, hohem Wellengang und heftigem Gegenwind ausgesetzt sind. Gefährlich ist die Lage jedenfalls, zumal bei Nacht – noch dazu ohne Radar und Echolot. Die Dünung ist

schwer einzuschätzen; die Windrichtung ebenfalls. Entsprechend schwierig ist es, das Schiff zu steuern und Kurs zu halten. Tatsächlich sah und sieht sich die Christenheit vielfältigen Gefahren ausgesetzt, nicht anders als Christen in ihrem persönlichen Glauben.
Die raue See und das widrige Wetter sind, wenn wir sie ausdeuten wollen, alle Kräfte, die die Christenheit insgesamt oder uns einzelne Gläubige zum Kentern bringen wollen; dass wir aus dem Boot fallen und untergehen. Es sind all die Mächte, die uns davon abhalten, zum Ziel des Glaubens zufinden; dass wir das rettende Ufer nicht erreichen, sondern Schiffbruch erleiden und ertrinken. Wir erkennen solche Mächte und Kräfte in den Bewegungen, die sich der Ausbreitung des Christentums entgegenstellen, oder, wo christliche Kirchen bestehen, diese zurückdrängen oder gar auslöschen wollen. Wir sehen solche Kräfte und Mächte am Werk, wenn Missionsstationen oder christliche Hilfswerken befehdet oder angegriffen werden.

Wir verspüren auch in unserm persönlichen Glauben Widerstände und Hemmnisse, die uns hindern, voranzukommen in der Gestaltung eines Lebens, das Gottes Maßstäben entspricht. Wir merken immer wieder, dass von außen, nicht selten aber auch tief aus unserm Innern, Gegenstimmen laut werden, die uns davon abbringen wollen, auf Gott zu setzen und seiner Fürsorge zu vertrauen. Wir erleben, nicht zuletzt als Glaubende, die dessen gewiss sind, dass Gott ihnen das Leben neu geschenkt hat in unserer heiligen Taufe, dass und wie sehr wir hinter dem zurückbleiben, was Gott mit uns vorhat. Luther nennt diese Erfahrungen zu Recht „Anfechtungen“, also Attacken, Angriffe, die uns daran hindern, Fortschritte zu machen bei der Umsetzung dessen, was Gott uns zugedacht hat.

Was aber in solchen – sagen wir ruhig: geistlichen – Nöten und Gefahren am schwierigsten und schlimmsten ist: Sie verstellen uns den Blick auf den, der uns zu Hilfe kommen will. Sie verzerren unsere Wahrnehmung so, dass wir den, der allein uns aus dieser misslichen, mehr noch, äußerst bedrohlichen Lage herausholen kann, nicht erkennen. Eine Einbildung, dass Gott helfen kann!? Eine fromme Selbsttäuschung, dass da Einer ist, dem wir uns anvertrauen können!? Ein – vielleicht verständlicher – Selbstbetrug, dass wir uns auf Gott in jedem Fall verlassen können!? So lauten die Einwände von außen, und manchmal auch die nagenden, bohrenden Stimmen in unserm Innern. Mag sein, wir rechnen nicht mit Jesus, sehen uns auf uns allein gestellt, von ihm im Stich gelassen, weil wir seine Nähe nicht fühlen. Die raue See und das widrige Wetter nehmen uns gefangen, binden unsere Kräfte so sehr, dass wir nicht merken, wie nahe die Hilfe in Wahrheit ist. Und dann ist unsere Lage auf dem Boot tatsächlich aussichtslos – fast!

B 2] Jesus in der Mitte – davon lebt unser Glaube. Er ist wohl gegründet, wenn Jesus zu uns spricht.

Eben noch dachten die Jünger: Ein Gespenst! Eine Geistererscheinung! – Da hören sie Jesu Stimme: „Seid getrost, ich bin’s; fürchtet euch nicht!“ So gibt sich Jesus zu erkennen - indem er freundlich, tröstlich, Mut machend, Furcht verscheuchend zu uns redet. Es ist seine Stimme, die ihn erkennbar macht. Es ist seine Wortwahl, die ihn eindeutig vernehmbar sein lässt. Es ist sein Zuspruch, der uns unverwechselbar anrührt. Mitten in die Angst hinein vernehmen wir seine Stimme: Seid getrost! Fasst Mut! Verzagt nicht! Manchmal brauchen wir solch einen aufrüttelnden Ruf, wenn wir niedergeschlagen sind. Manchmal benötigen wir solch eine ermutigende Ansprache,

wenn wir verzweifelt sind. Manchmal bedürfen wir eines so kräftigen Anstoßes, wenn uns die Nachtgedanken überwältigen. Ja, wie ein Freund von mir zu sagen pflegt: Wenn du im schwarzen Loch sitzt und nach unter schaust – mag sein, du siehst den Himmel nicht, der über dir so blau doch scheint. Nur wäre es mit einem bloßen Aufruf nicht getan. Wenn der Glaube bedroht ist, wenn die Anfechtung schier übermächtig zu werden droht, dann ist es nicht damit getan, wenn einer uns den Rat gibt: Reiß dich doch mal zusammen! Dann hilft es nicht viel, wenn jemand uns ermuntert: Stell dich nicht so an! Die Größe der Angst werden wir nicht überwinden, wenn wir auf unsere eigenen Möglichkeiten setzen. Die Schwere der Not werden wir nicht bestehen, wenn wir uns auf unsere eigene Kraft verlassen.

Wenn wir so bedrängt sind, dass unser Gottvertrauen schwindet, dass uns das Gefühl und Wissen abhanden zu kommen droht, von Gott gewollt, gesehen, gekannt, geliebt zu sein – dann hilft nur eins, dass Jesus zu uns sagt: „Ich bin's." Ich, Jesus, dein Gottesbruder, dein Heiland und Herr, dein himmlischer Helfer, dein göttlicher Beistand. Ich bin bei dir. Ich bin dir nahe. Ich bin an deiner Seite. Ich bin ganz für dich da. So kann nur er reden. Das kann nur er wagen; das kann nur er sagen. Ich bin der, der lebt, wie er heißt: Jeschua, Hilfe von Gott. Ich bin der, der hält, was er sagt: rettet und reißt aus allem Elend. Ich bin der, der tröstet und nicht vertröstet, der Mut macht und nicht leere Versprechungen, der wirklich Hoffnung schenkt und nicht bloß salbungsvoll daherredet. „Ich bin's", sagt Jesus, und ist schon zur Hilfe bereit, steht schon den Jüngern bei.

Mit solcher Nähe, so hilfreich nahe, nimmt er ihnen die Angst: „Fürchtet euch nicht!" Lasst euch nicht durcheinander bringen! Lasst euch nicht verwirren! Lasst euch nicht unterkriegen! Ich bin ja bei euch. Ihr seid nicht verlassen, wie ihr dachtet; ihr seid nicht verloren, wie ihr womöglich meint. Ich habe euch nicht aus den Augen gelassen, ich habe euch nicht aus dem Blick verloren. Es gibt keinen Grund, euch den Kräften der Zerstörung zu überlassen, die an euch zerren. Es gibt keinen Anlass, euch den Mächten zu ergeben, die euren Untergang betreiben. Ihr habt keine Ursache, der Angst nachzugeben, die euch die Luft abschnürt, die euch in die Enge treibt, die euch umbringen will. Ich, Jesus, bin ja da.

Nun geht die Feineinstellung der Erzählung von der Totalen auf Petrus. Er wird sozusagen herangezoomt; der Bildausschnitt, der bisher das Boot und das schäumende Meer und Jesus, wie er näher kam, umfasste, wird nun eingeschränkt, so dass sich das Blickfeld auf Petrus und Jesus verengt; aber damit wird deutlicher, worauf es insgesamt ankommt. Tatsächlich, Petrus fasst Mut, als der Herr zu ihm spricht. Wirklich hat Jesu ermunternder Zuspruch Wirkung auf Petrus, dass er sich erkühnt, es dem Herrn gleichzutun, wenn der ihn nur heißt, gleich ihm auf dem Meer zu wandeln. Und Jesus lässt sich nicht zweimal bitten: Sein Wort gilt, sein Wort wirkt: Sein Wort macht Petrus Mut, sein Wort gibt Petrus Halt – selbst auf dem Wasser, das bekanntlich keine Balken hat. Auf Jesu Wort und Befehl hin kann Petrus es seinem Herrn und Meister gleich tun; er geht auf ihn zu, mitten auf dem See, mitten im Unwetter, das sich noch nicht gelegt hat. Er sinkt nicht, er ertrinkt nicht, solange er dem Herrn vertraut. Trotz aller Wellen, dem Wind zum Trotz, hat Petrus festen Boden unter den Füßen. Indem er Jesus zutraut, dass der hält, was er verspricht, ist Petrus und sein Glaube wohl gegründet.

B 3] Jesus in der Mitte – davon lebt unser Glaube. Er ist aber darauf angewiesen, dass Jesus ihn am Leben hält.

Weit war Petrus gekommen, weil er Jesus alles zutraute: aus dem Boot, auf das Wasser und auf Jesus zu. Solange er auf ihn schaut, geht alles gut, kommt er voran, sinkt er nicht. Jesus fest im Blick, das lässt sicher schreiten. Denn die Ausrichtung stimmt, und von da her ist eine tragfähige Grundlage gegeben für ein Leben, das gleichwohl alle Schwierigkeiten in sich schließen mag, die uns Menschen begegnen. Auf Jesus bezogen zu sein, zu ihm zu gehören, von ihm angenommen zu sein, schließt ja keineswegs aus, dass uns Gefahren begegnen, Anfeindungen widerfahren, harte Zeiten uns zu schaffen machen. Den Unterschied macht, dass wir solchen Herausforderungen, auch schweren Tagen begegnen mit Jesus an unserer Seite, und unsern Blick auf ihn gerichtet.
Es sei denn, es sei denn, wir verlören Jesus aus dem Blick. Eben das aber beobachten wir an Petrus. Kühn ist er aus dem Boot geklettert, wagemutig hat er sich aufs Wasser begeben. Da irrt sein Blick ab. Nicht auf Jesus ist er gerichtet, sondern auf den Wind. Statt des Herrn in seiner richtunggebenden Gestalt, gerät die Gefahr in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Mehr noch, sie nimmt Petrus in Beschlag, sie beherrscht ihn völlig, so dass er nichts und niemand anderen mehr wahrnehmen kann, nicht einmal Jesus. Er erschrak! Furcht ergreift ihn, Angst bannt ihn. Ich kenne das, nur zu gut, besser: nur zu schlecht. Es gibt in mir eine Neigung, die Schwierigkeiten, die mir begegnen so groß werden zu lassen, dass sie schier unüberwindlich scheinen. Manchmal gebe ich mich dem Hang zum Zweifeln hin, dass ich nichts anderes mehr sehen kann. Meine Furcht, meine Angst, macht die Not größer, als sie in Wahrheit ist. Und ich gehe damit um, als wäre ich auf mich allein gestellt, als gäbe es Menschen nicht, die raten, helfen, mir beistehen könnten. Meine Niedergeschlagenheit hält mich nieder, erstickt jeden Mut, raubt alle Kraft. Und, was schwerer wiegt, ich verhalte mich, als gäbe es Gott nicht, der jedenfalls auf meiner Seite ist, mich hält und trägt. So wäre ich dem Untergang geweiht, wie Petrus.

Petrus verliert in der Tat den Halt, den Boden unter den Füßen, beginnt zu versinken. Den nassen Tod vor Augen, tut er im letzten Augenblick das einzig Richtige, und viel anderes bleibt ihm auch nicht, als der Hilfeschrei: „Herr, hilf mir!“ Aber das bleibt, wenn nichts mehr bliebe – der Hilferuf an die richtige Adresse. Heißt Jesus nicht: Hilfe/Helfer? Ist Jesus nicht unser Retter, unser Beistand? Wie die Kirche singt: „Jesus, der du Jesus heißt, als ein Jesus Hilfe leist'!“ Und eben das wird er tun. Er lässt uns nicht im Elend versinken. Er lässt uns nicht im Leid untergehen. Er lässt nicht zu, dass uns die Wogen der Not ertränken. Er duldet es nicht, dass unser Glaube untergeht. Selbst wenn es uns eine Zeitlang so vorkommt: Jesu Hand ist ausgestreckt. Mehr noch, wenn wir auf den Wortlaut dieses Evangeliums achten: Jesu reicht uns die Hand. Der sinkende Petrus muss nicht einmal Jesu Hand ergreifen, weil Jesus nach ihm greift, ihn packt, ihn aus den Fluten reißt. Gut, dass wir nicht auf uns allein gestellt sind, was unser Gottvertrauen angeht. Jesus wird es am Leben erhalten. So wird er uns vor Augen gestellt, Jesus, der ein Helfer heißt.

Darum auch Jesu verwunderte Frage, die er Petrus stellt und die uns allen gilt: „Warum hast du gezweifelt? – Warum zweifelst du?“ Was mich angeht, sagt Jesus, was Gott betrifft, so gibt es keinen Grund zu zweifeln, zu verzagen. Ich bin, Gott ist verlässlich. Ich bin da, und ich bin für dich da. Und meine Hand ist ausgestreckt, wann immer du Hilfe brauchst. Sie greift nach dir, sie fasst dich, sie hält dich, sie trägt dich, sie schirmt dich, sie schützt dich. Darauf ist Verlass; verlass dich drauf!

C] Mit den Jüngern erkennen und bekennen wir am Ende, wer wirklich Jesus ist: Wahrhaftig Gottes Sohn! Das ist der Kern des Evangeliums überhaupt. Denn in Jesus zeigt sich, wie Gott zu uns steht. Nehmen wir ihn beim Wort, dann ist es so: Der, der wirklich helfen kann, ist nicht fern von uns und hält nicht auf Abstand, gerade nicht, wenn wir in Gefahr geraten unterzugehen. Das ist sehr hilfreich im Blick auf manche Anfechtung, die uns begegnen mag. Das ist zumal tröstlich im Blick auf die letzte Not, der wir entgegengehen, wenn – wie es scheint – wir in die Todesflut geraten. Selbst dann, selbst da wird gelten: Jesus streckt sofort die Hand aus und ergreift dich und holt dich ins Boot, das dich an Gottes sicheres Ufer bringt. Er ist wahrhaftig Gottes Sohn. Sein Name sei gepriesen in Ewigkeit. Amen.

Verfasser:
Prof. Dr. Werner Klän
Oberursel
werner.klaen@gmx.de